

TORSTEN FINK
Der Prinz der Skorpione

Torsten Fink

DER PRINZ
DER SKORPIONE

Roman

Originalausgabe

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Originalausgabe Juli 2013 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2013 by Torsten Fink

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, inkcraft, München

Illustration: © Isabelle Hirtz unter Verwendung einer Fotografie von Olga Kessler

Karte: © Jürgen Speh

Lektorat: Simone Heller

HK · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-26858-0

www.blanvalet.de

Prolog

Ein scharfer Wind trieb Schnee über die Passstraße, brach sich an hohen Festungsmauern und strich um die aufgespießten Köpfe, die in einer langen Reihe über die Zinnen hinwegschauten; weiter unten auf dem schmalen Pass zerrte die Böe an den Mänteln einiger Männer, die ein gutes Stück unterhalb der Festung von ihren Pferden gestiegen waren. Der Schnee wirbelte um ihre pelzverbrämten Umhänge, wurde den Hang hinab zu einem Bach getrieben und sammelte sich auf den erstarrten Gesichtszügen eines toten Soldaten, der sich an der steilen Böschung ins gefrorene Gras krallte. Vier gefiederte Pfeile steckten in seinem Rücken. Es sah aus, als wollte er sich auch im Tod noch den Hang hinaufziehen, vielleicht bis zu jener schmalen Passstraße, die von der Festung nach Süden und aus dem Paramar herausführte.

Padischah Akkabal at Hassat, der Große Skorpion, schlug seinen Umhang zurück, kratzte sich am Bart und beugte sich hinab zu dem Toten. »Sieh genau hin, Alamaq, mein Sohn, siehst du das?«

Der junge Prinz schüttelte den Kopf. »Was meinst du, Vater?«

»Sein Gesicht. Die nackte Angst. Dieser Mann wusste, dass er sterben würde, noch bevor er vom ersten Pfeil getroffen wurde. Er ist weggelaufen, aber du kannst nicht davonlaufen, wenn der Tod dich in sein Buch eingetragen hat. Der da hat seine

Kameraden im Stich gelassen und versucht, sich zu retten. Aber Angst, mein Sohn, macht dumm. Er hatte gewiss nicht viele Möglichkeiten, seinem Schicksal zu entkommen, aber er hat sich für die schlechteste entschieden. Deshalb solltest du dich niemals von Angst beherrschen lassen, Alamaq. Sie ist ein schlechter Ratgeber.«

»Ja, Vater.«

Wieder kratzte sich der Padischah von Oramar am Kinn. »Ein dummer Mann. Ein Feigling noch dazu, aber immerhin kein Verräter.«

Der junge Prinz nickte eifrig, und der Große Skorpion lächelte über seinen Eifer. Er richtete sich auf und blickte hinab in das schmale Bachbett, das sich etliche Klafter unterhalb des Passes dahinzog. Im eisigen Wasser waren Männer dabei, Gefallene auszuplündern.

»Sind das auch sicher alle, Algahil?«, fragte der Padischah.

»Es sind alle, Vater. Meine Leute haben ganze Arbeit geleistet«, antwortete der Prinz, ein Mann jenseits der vierzig. Er war in einen besonders üppig mit Pelz besetzten Umhang gehüllt und schien dennoch zu frieren.

»Es war klug von dir, mein Sohn, dass du einige Männer über die Berge geschickt hast, bevor wir uns der Festung näherten.« Er wandte sich wieder an den Jüngeren: »Umsicht zeichnet den klugen Heerführer aus, Alamaq. Wäre nur einer der Soldaten aus diesen Bergen nach Süden entkommen, nach Atgath oder gar Felisan, hätte das all meine Pläne zunichtegemacht. Aber dein Bruder Algahil hat es verhindert. Und dabei wollte er erst selbst nicht glauben, dass seine Krieger diese schroffen Berge überwinden können.«

»Es sind auch nicht alle hinübergekommen«, merkte Algahil trocken an.

»Nun, ihr Opfer hat sich gelohnt, oder nicht?«, meinte der Padischah. »Wir werden wie dieser eisige Wind aus dem Norden über den Seebund herfallen, und seine Fürsten werden es erst merken, wenn wir schon mitten in Haretien stehen. Sie ahnen es noch nicht einmal, weil sie sich sicher fühlen, denn ihre Festung hier oben, sie ist doch nahezu uneinnehmbar und versperrt den einzigen Pass. Ja, ich behaupte, unsere zehntausend Krieger hätten sie nicht erstürmen können, obwohl nicht viel mehr als hundert Mann ihre Mauern verteidigten.«

»Und ich war es, der sie dir erobert hat, Vater«, warf ein breitschultriger Mann ein, der am Wegesrand stand und voller Verachtung auf die Männer blickte, die unten im Bachbett die Toten plünderten.

»Ich habe es nicht vergessen, Weszen, mein Sohn«, sagte der Padischah. »Und ich werde auch nicht vergessen, dass es uns keinen Tropfen Blut gekostet hat. Für ein paar tausend Stücke Gold hat dieser Kommandant seine Festung, seine Kameraden und letztendlich seine Heimat verkauft. Manchmal ist eben Gold die beste Waffe, Alamaq«, erklärte er dem jüngsten der Erbprinzen.

»Vor allem, wenn man es wiederbekommt, kleiner Bruder«, warf Prinz Weszen grinsend ein.

Der Padischah runzelte missbilligend die Stirn. »Es muss die Ausnahme bleiben, dass man sein Wort nicht hält, Alamaq. Das musst du stets bedenken.«

»Hättest du denn diese Verräter leben lassen, Vater?«, fragte der junge Prinz.

»Ja, denn ich bin der Padischah, und mein Wort ist in Gold nicht aufzuwiegen. Aber ich tadle deinen Bruder Weszen nicht. Es war seine Entscheidung, und er hat mir eine Festung erobert und uns Blut sowie Gold dabei gespart. Es ist ein großer Erfolg, mein Junge.«

»Hast du schon alle Männer über die Klinge springen lassen, geschätzter Bruder?«, fragte Algahil.

»Siehst du es nicht?«, erwiderte Weszen und deutete mit einer lässigen Geste zurück zu der Festung und den aufgespießten Köpfen, über die der Wind den Schnee in beißenden Schauern wehte.

»Ich hoffe, dir gehen die Lanzen nicht aus«, meinte Algahil spottend.

»Es sind ihre eigenen«, gab Weszen zurück. »Ich habe zweihundert Mann als Besatzung zurückgelassen. Ich hoffe, du bist damit einverstanden, Vater?«

Der nickte, klopfte seinem Jüngsten auf die Schulter und streckte sich. »Ah, diese Luft, diese Berge! Bemerkest du es? Diese Kälte klärt den Geist, und dabei hat der Winter noch nicht einmal begonnen. Solche Berge findest du in ganz Oramar nicht, Alamaq. Und bald gehören sie uns, wie das ganze Haretien. Und jetzt gibt das Signal. Wir ziehen weiter. Ich bin sicher, deine Schwester Shahila kann es kaum erwarten, uns wiederzusehen.«

Prinz Weszen stieß zweimal in sein Kriegshorn. Das große Tor der Festung öffnete sich, und ein Strom von Männern quoll hervor. Der Padischah bestieg sein Pferd. »Vorwärts, meine Söhne. Wir marschieren nach Atgath.«

Erster Tag

Jamade kletterte über die weißen Kreidefelsen, die im ewigen Zwielflicht über Bariri aufragten. Sie zitterte vor Erregung, weil sie ihren Auftrag nun endlich erfüllt hatte und diese verfluchte Ebene der Toten mit ihren Gefahren beinahe hinter ihr lag. Sie hatte das Wort! Das Wort, das im fernen Atgath eine geheime Kammer öffnen würde. Es steckte in ihrem Kopf. Aussprechen konnte sie es nicht, nicht einmal ansatzweise, aber es war da, sie konnte es spüren. Und Sahif, der es vorher in sich getragen hatte, war ohne Zweifel inzwischen tot.

Jetzt musste sie nur noch irgendwie von dieser Insel heruntorkommen und so schnell wie möglich nach Atgath gelangen. Deshalb hatte sie den Weg zur Festung der Schatten eingeschlagen. Es hatten immer einige Boote in einer versteckten Grotte unter der Festung gelegen. Die Schatten hatten die Insel zwar verlassen, aber Jamade setzte darauf, dass sie vielleicht ein Boot zurückgelassen hatten – schließlich war Meister Iwar auch noch da, und sie konnte sich nicht vorstellen, dass er sich von der Gunst und den Schiffen der neuen Inselbewohner abhängig gemacht hatte.

Sie hetzte über die schroffen weißen Grate, und sie fühlte sich gut, beinahe glücklich, dabei gab es eigentlich keinen Grund zur Euphorie, das wusste sie, denn es lag noch ein weiter und gefährlicher Weg vor ihr: Sie musste das Meer über-

queren, und der Plan mit dem Boot hatte den Haken, dass sie sich mit Booten nicht besonders gut auskannte. Vielleicht hatte sie Glück und stieß auf einer der nächsten Inseln auf ein Fischerdorf, von wo aus sie jemand nach Malgant bringen könnte. Dort musste sie dann ein Schiff finden, das auf schnellstem Weg nach Felisan fuhr. Es musste *sehr* schnell gehen, denn das Heer des Seebundes, das dort gelandet war, als sie mit der *Sperber* in See gestochen waren, war vielleicht schon nach Atgath marschiert. Sie hatte bislang kaum darüber nachgedacht, weil sie genug andere Probleme gehabt hatte, aber jetzt beunruhigte sie der Gedanke. Heere waren für gewöhnlich träge und wälzten sich nur langsam übers Land, aber was, wenn ausgerechnet dieses schnell zuschlug? Was, wenn der Seebund Atgath schon eingenommen hatte? War all die Mühe am Ende vielleicht vergebens? Waren Shahila, die Auftraggeberin, und Almisan, der Schattenmeister, vielleicht schon tot, wenn sie Atgath erreichte? Was dann?

Dann nutzt du diesen Schlüssel eben selbst, flüsterte ihr eine innere Stimme zu. Ein verlockender Gedanke. Jamade hatte keine Ahnung, welche Geheimnisse die verborgene Kammer barg, aber sie mussten groß und mächtig sein, wenn man den Aufwand bedachte, den die Baronin betrieb, um hineinzugelangen. War nicht sogar der Marghul hellhörig geworden, als er erfahren hatte, worum es ging? Natürlich könnte sie das Wort auch dann selbst benutzen, wenn Shahila und Almisan noch nicht tot waren ...

Jamade rannte schneller, als könne sie den Gedanken auf diese Art hinter sich lassen. Sie war ein Schatten, keine ehrlose Diebin, die ihre Auftraggeber hinterging. Außerdem: Sie trug zwar den Schlüssel in sich, aber sie hatte keine Ahnung, wo sich die geheime Kammer befand, die er öffnen sollte. Sie sprang

über die weißen Felsen und versuchte, nicht darüber nachzudenken, dass ein findiger Schatten diesen Ort sehr wohl aufspüren könnte.

Sie erreichte eine stehende Felsplatte, die mit zahlreichen roten Handabdrücken verschmiert war. Die meisten waren lange verblasst, kaum zu erkennen, aber wenigstens einer war ganz neu und frisch. »Der Alte Lenn«, murmelte Jamade. Seine magischen Zeichen sorgten dafür, dass es einen halbwegs sicheren Weg nach Aban gab.

Leider kannte sie diesen Pfad nicht, denn die Oberen hatten den Schülern verboten, ihn zu benutzen, und es war ein Verbot jener Art gewesen, über das man sich besser nicht hinwegsetzte. Die jungen Schatten hatten seinerzeit vermutet, dass der Weg irgendein spektakuläres Geheimnis offenbaren würde. Einer von ihnen – Jamade erinnerte sich nicht an seinen Namen, aber es war ein schmaler, verwegener Knabe aus dem fernen Tenegen gewesen –, hatte alle Warnungen in den Wind geschlagen und sich aufgemacht, ihn zu erkunden. Er war nie zurückgekehrt, und die Meister hatten kein Wort über sein Schicksal verloren. Allerdings hatte es nach dieser Geschichte eine Woche lang kein Abendessen gegeben – für keinen der Schüler. Später hatten die Meister sie doch hin und wieder nach Aban geführt, aber nie über Lenns Pfad.

Hinter dem nächsten Grat ragten schon die Zinnen des Turmes auf. Im Grunde genommen war die Festung nichts anderes: ein Turm, errichtet in den glücklicheren Tagen Bariris, um die Insel vor einem Angriff von See zu warnen und zu schützen. Er war später zu einer Burg ausgebaut, aber nicht verteidigt worden, als man um die Stadt gekämpft hatte. Er war wieder besetzt worden, nachdem die Kämpfe mit der langen Belagerung einer toten Stadt ein Ende gefunden hatten. Irgendwann waren

die Besatzer abgezogen, und die Schatten hatten die Festung in Besitz genommen.

Jamade fröstelte bei der Erinnerung an die kalten, freudlosen Mauern, die kahlen Kammern, die leeren Höfe, in denen sie ausgebildet und gequält worden waren. Und doch verband sie ein seltsames Heimatgefühl mit diesem Ort, und sie dachte mit einem gewissen Ingrimms daran, dass die Festung erneut kampflös aufgegeben worden war, als der Schrecken der Insel verblasst war und die Westgarther und Scholaren sich in der Hafenstadt Aban breit gemacht hatten.

Sie stieß auf den alten Torweg und folgte ihm, bis sie schließlich die weißen Mauern erreichte, die unter dem lastenden Zwielicht schwach rötlich schimmerten. Das Tor stand offen, und die Zugbrücke, die einen tiefen Spalt im Fels überspannte, war heruntergelassen. Jamade blieb stehen. Dies war eine Heimstatt der Schatten gewesen. Sie mochten fort sein, aber es war einfach nicht ihre Art, diesen Ort ungesichert zurückzulassen. Sie nahm einen schweren Stein und ließ ihn auf die Zugbrücke rollen. Es knackte, die Balken offenbarten eine verborgene Falltür, und Jamade hörte den Stein in der Tiefe der Felsspalte zerbersten, während unsichtbare Scharniere die Falltür wieder schlossen.

»Wirkungsvoll, aber vorhersehbar«, murmelte Jamade. Sie tastete sich vorsichtig über den Rand der Brücke auf die andere Seite. Das Tor stand immer noch einladend offen, aber natürlich würde auch hier eine Falle lauern. Sie zog in Erwägung, das Tor zu umgehen und über die Mauer zu klettern, was ohne Seil nicht ganz einfach war. Und dann? Wie viele Fallen mochten hier noch auf sie warten? Und wo waren sie versteckt?

Sie tastete die Mauerfugen ab, biss die Zähne zusammen und kletterte los. Sie brauchte dieses Boot. Die Mauer war gut gearbeitet und bot ihren Fingern nur an wenigen Stellen Halt. Als

sie etwa auf halbem Wege war und wieder eine der seltenen geeigneten Fugen ertastete, spürte sie plötzlich einen stechenden Schmerz. Ihre Hand zuckte zurück, und Jamade verlor fast den Halt. Wie von selbst wanderte ihr Blick nach unten, in den Abgrund, in dem der Stein verschwunden war. Sie fluchte und betrachtete ihre blutenden Finger. Eisendornen! Die Bruderschaft war einfallreich.

Sie kletterte vorsichtig wieder hinab. Als sie hier Schülerin gewesen war, hatte es auf der Meerseite eine Stelle gegeben, an der man die Festung ungesehen verlassen und betreten konnte. Aber das erforderte einen zeitraubenden Umweg, und es war nicht gesagt, dass dieser Weg offenstand. Jamade fluchte noch einmal und brach mit einem unguuten Gefühl dorthin auf.

Sie hatte diesen geheimen Eingang fast erreicht, als eine bekannte Stimme sagte: »Wir nannten sie die Mondscheinpforte.«

Jamade blickte auf.

»Du suchst doch nach dem Eingang über dem Meer, oder nicht? Habt ihr Schüler wirklich geglaubt, wir würden ihn nicht kennen?« Eine schwächliche Gestalt saß auf einem Felsen über ihr und ließ die Beine baumeln.

»Meister Iwar!«

»Ich würde sagen, du kannst dir den Weg sparen, Jamade. Was immer du in der Festung suchst, du wirst es nicht finden. Dagegen könnte es sein, dass du über eine der Überraschungen stolperst, die wir für ungebetene Besucher hinterlassen haben.«

Jamade blieb stehen. Sie musste sich den Hals verrenken, um zu ihrem alten Meister aufzuschauen. Vermutlich hatte er genau deshalb diesen Platz ausgewählt. »Wozu die Mühe? Ich dachte, die Bruderschaft hat diesen Ort aufgegeben.«

»Für den Augenblick, ja, aber man weiß ja nie. Außerdem war es eine gute Übung für die letzten Schüler. Wer Fallen vermei-

den will, sollte wissen, wie man sie stellt. Sie haben sich als erstaunlich einfallsreich erwiesen.«

»Ich brauche ein Boot, Meister«, sagte Jamade schlicht.

»Ich weiß, doch wirst du hier keines finden.«

»Und wie kommt Ihr von dieser Insel herunter?«

Meister Iwar beantwortete die Frage nicht. Er schien irgend etwas unten in der Ebene zu beobachten. Dann sagte er: »An deiner Stelle würde ich es in Aban versuchen. Es gibt dort Fischerboote, und die Westgarther haben sogar schnelle Schiffe.«

»Und was soll ich denen erzählen? Wie soll ich erklären, wer ich bin und wie ich auf diese Insel gelangte?«

»Du bist doch sonst nie um eine Lüge verlegen, Jamade. Allerdings solltest du dich beeilen. Sahif ist dir auf den Fersen.«

Jamade öffnete den Mund zu einer Antwort, brachte aber kein Wort heraus. »Unmöglich. Er ist tot«, stieß sie schließlich doch hervor.

»Ganz im Gegenteil. Er hat seine Erinnerung zurück. Es hatte seinen Grund, warum wir ihn Natter nannten, weißt du?«

Jamade verstand kein Wort. Es konnte nicht sein! Sahif hatte in den letzten Zügen gelegen, als sie ihn verlassen hatte.

»Die Skelettnatter ist ein Symbol für Gift, aber auch für Heilung«, erklärte ihr der Meister freundlich, »und sie ist Sahifs Mittler zur Magie. Er hat es auf beiden Gebieten zu einer gewissen Meisterschaft gebracht. Ist es nicht bedauerlich, dass ihr Schüler so wenig übereinander wisst?«

Jamade wäre ihrem Meister gerne an die Kehle gegangen. Es war doch die Absicht der Schatten, ihre Schüler getrennt und in ständiger Konkurrenz zu halten. »Er lebt?«, fragte sie stattdessen.

Meister Iwar lachte. »Es war übrigens klug von dir, ihn nicht zu töten. Die Oberen hätten es dir kaum verziehen, da du dei-

nen Auftrag auch so erfüllen kannst. Er ist der Sohn eines großen Förderers unserer Bruderschaft, weißt du? Dumm, dass er nun versuchen wird, dich umzubringen, denn das ist ja wohl der einzige Weg, dich aufzuhalten – und, wie gesagt, er hat sein Gedächtnis zurück.«

Jamade starrte ins Nichts. Woher wusste Iwar so genau, was hier vorgefallen war? Er musste sie belauscht haben. Natürlich, er war die ganze Zeit in der Nähe gewesen, versteckt unter einem Schatten – und sie hatte ihn nicht bemerkt. Aber nicht nur das. »Ihr habt ihm geholfen!«, rief sie.

»Ein wenig«, gab der Meister freimütig zu. Er schien allerbesten Laune zu sein. »Weißt du, ich sehe diese Sache hier als Wettstreit, fast wie früher. Und ich habe mir wie früher erlaubt, die Chancen ein wenig auszugleichen, einfach, um es interessanter zu machen.«

Jamade verfluchte ihn, sie verfluchte Sahif, die Bruderschaft, ihren Auftrag und die ganze Welt. Es war einfach nicht gerecht, dass ihr alter Meister sich einmischte, aber es passte zu ihm. Er war seinerzeit nie müde geworden zu predigen, dass es in der Welt eben nicht gerecht zugeht. »Ich werde ihn töten!«, zischte sie.

Meister Iwar wurde plötzlich ernst. »Du solltest lieber daran denken, deinen Auftrag zu erfüllen, junger Schatten. Das wäre auch für unsere Bruderschaft von einem ... gewissen Interesse. Denke nicht an Kampf. Ich sagte dir schon, dass Sahifs Erinnerung zurückgekehrt ist, und als Kämpfer ist er dir überlegen. Wenn du meinen Rat willst, so würde ich vorschlagen, dass du dich über Lenns Pfad nach Aban begibst. Aber sei vorsichtig, er ist nicht so sicher, wie er aussieht. Es hatte seinen Grund, warum wir euch seinerzeit verboten haben, ihn zu benutzen. Beil dich, Sahif nimmt den kürzeren Weg über die Ebene.« Iwar erhob sich, streckte sich – und verschwand.

»Meister Iwar?«

Er blieb verschwunden. Jamade fluchte. Andeutungen, mehr nicht. Wieder einmal. Und sicher würde ihr alter Meister auch jetzt nur gelassen zusehen, wie sie sich im Angesicht tödlicher Gefahr schlug. Lenns Pfad nach Aban also. Und dann? Das musste sie sich unterwegs überlegen. Sie konnte zu den Scholaren von Ghula Mischitu gehen, die schienen halbwegs vertrauenswürdig, aber hatten sie überhaupt ein Schiff? Sie wusste es nicht. Andererseits steckten diese Menschen voller Überraschungen. Sie taten so friedfertig, schienen in ihren weißen Gelehrtengewändern jedem Streit aus dem Weg gehen zu wollen, aber Kapitän Buda hatte ihnen eine beachtliche Menge Waffen geliefert. Sie waren lange nicht so wehrlos, wie sie ihre Feinde glauben machen wollten. Vielleicht hatten sie auch irgendwo ein Schiff oder Boot versteckt.

Die Westgarther, die auf der anderen Seite von Aban hausten, verfügten ganz sicher über schnelle Schiffe, aber sie waren Schmuggler, vermutlich auch Seeräuber, und sie erschienen Jamade zu unzuverlässig. Prinz Askon, der Sohn ihres sogenannten Königs, hatte ihnen in der Ebene der Toten mit ein paar Leuten aufgelauert. Eine ziemlich schlechte Idee, allerdings hatte der Prinz auch nicht wissen können, dass er es mit Schatten zu tun hatte. Er konnte mit dem Schwert umgehen, das war ihr nicht entgangen, und er war aus dem ungleichen Kampf entkommen, als einziger seiner Leute, was in Jamades Augen für ihn sprach: Er war nicht so dumm, einen sinnlosen Tod zu sterben.

Sie leckte sich nachdenklich die Lippen. Also die Westgarther? Sie kannten sie nicht, nicht in ihrer wahren Gestalt, aber Jamade konnte sich nicht vorstellen, dass sie eine Fremde, die aus der Ebene der Toten kam, mit offenen Armen empfangen würden. Sie brauchte eine gute Geschichte, und sie musste schnell

sein, denn Sahif war hinter ihr her. Sie verfluchte Meister Iwar noch einmal und machte sich auf den Weg.

Ela Grams atmete schwer unter ihrer Last. Die Ebene der Toten war in dieser Gegend alles andere als eben. Es gab Senken und, schlimmer, Anhöhen, die sie überwinden mussten, und Sahif, der sie als Stütze brauchte, schien von Schritt zu Schritt schwerer zu werden. Er war totenbleich. Der Marghul hatte ihn vergiftet, weil er ihm auf der Schwelle des Todes das geheime Wort hatte entreißen wollen, den Schlüssel zu den Geheimnissen von Atgath. Sie hatte ihn aufgehalten, im letzten Augenblick, aber Jamade hatte das Werk fast vollendet. Und nun war diese falsche Schlange auf dem Weg nach Atgath. Es würde das Ende der Welt bedeuten, wenn sie sie nicht aufhalten konnten. Ela fühlte sich plötzlich hoffnungslos, blickte in den düsteren roten Himmel und seufzte.

»Wenn du müde bist, machen wir eine Pause«, sagte Sahif, als ob sie es sei, die sich auf ihn stützen müsste.

Sie wollte ihm widersprechen, aber ihre Lage war auch ohne Streit trostlos genug. Sie setzten sich auf eine Kuppe. In der Ferne war als schwache Linie die hohe Mauer zu erkennen, die die Hafenstadt Aban von der Hochebene trennte.

»Ich dachte, du könntest dich heilen«, sagte Ela vorsichtig. Er hatte ihr die Schulter wieder eingerenkt, die sie sich bei dem Kampf mit Jamade ausgekugelt hatte. Es tat allerdings immer noch weh.

»Ich kann verhindern, dass dieses Gift mich tötet, aber um es ganz los zu werden, brauche ich mehr als Magie«, erwiderte Sahif matt. »Im Augenblick ist es ein Abwehrkampf, und es kostet mich viel Kraft, ihn nicht zu verlieren. Gewinnen kann

ich ihn nicht.« Er sprach leise, mit geschlossenen Augen. Sein Gesicht war bleich, und kalter Schweiß lief ihm über die Wangen. »Ich brauche Kräuter, die es hier nicht gibt. Jedenfalls können die Toten sie mir nicht geben.«

»Ich verstehe«, behauptete Ela. Sie senkte ihre Stimme. »Siehst du sie immer noch?«, fragte sie.

Er nickte. »Sie folgen uns, und sie gehen uns voraus. Die Ebene ist voll von ihnen. Aber keine Angst, sie werden uns nichts tun.«

»Aber es sind Geister.«

»Sie sind alt und müde, und sie sehnen sich nach einem Frieden, den sie auf dieser Ebene nicht finden werden.«

»Sie ... sie reden mit dir?«

Sahif zögerte mit der Antwort. Wie sollte er das erklären? Es war ein Flüstern und Raunen, wie der Wind, nur dass es auf dieser Ebene niemals Wind gab. Es war schwer zu verstehen, was sie sagten, denn es waren viele Stimmen, ein Chor leisen Wisperns, der auf- und abschwoll und sie begleitete, seit sie aufgebrochen waren. Im Leben mochten diese Männer Feinde gewesen sein, im Tod waren sie einig – sie wollten diese unwirkliche Ebene zwischen den Welten verlassen, und sie hatten Sahif auserkoren, sie in die Freiheit zu führen. Er hatte leider noch keine Ahnung, wie er dieses Wunder bewerkstelligen sollte. Die Ebene war von einer Art magischen Mauer umgeben – wie sollte er die einreißen? Und was würden diese Geister tun, wenn er versagte? Und was, wenn er Erfolg hatte?

»Sie werden uns nichts antun, das sagen sie«, murmelte er jetzt, obwohl die Toten kein Wort über Ela oder ihn verloren hatten. Sie wollten nur fort, die Lebenden schienen sie nicht zu kümmern.

»Die Scholaren«, sagte Ela plötzlich. »Die sind doch gelehrt, die verstehen sich bestimmt auch auf Gifte oder Kräuter.«

»Es ist nur fraglich, ob sie diese Kräuter auch haben. Ein Abbild auf einem Pergament nutzt mir nicht viel.«

»Trotzdem, was kann es schaden, sie zu fragen?«

»Wir haben sie über unsere Absichten und Ziele auf dieser Insel belogen – und auch darüber, wer wir sind.«

»Ich habe den Marghul getötet. Ist das nichts wert?«

Sahif lächelte schwach. »Ich weiß nicht, ob das nicht eher schadet. Nach allem, was ich von meinem . . . Gespräch mit ihm noch weiß, hatte er ein Übereinkommen mit ihnen. Sie waren doch ganz besessen von den Schätzen, die sie in seiner Bibliothek vermuteten. Er war für sie also gewissermaßen ein Verbündeter.«

»Das kann nicht sein, denn er hat ihre Leute getötet. Ich hab sie gesehen«, entgegnete Ela und berichtete kurz von den Schrecken in den Kellern der Knochenfestung von Du'umu, wo halb verweste Leichen wie abscheuliche Trophäen an die Wände gehängt worden waren. Leiw, der sie im Kampf auf der Brücke mit seinem Leben verteidigt hatte, er war dort gewesen – ein wandelnder Toter und ein Sklave des Marghul. Die Erinnerung versetzte ihr einen Stich.

»Zu den Westgarthern können wir jedenfalls nicht«, stellte sie müde fest.

»Was könnten wir von diesem ehrlosen Pack auch wollen?«, fragte Sahif bitter.

»Nicht alle waren so falsch wie Prinz Askon«, erwiderte Ela, »außerdem haben sie Schiffe – und die Scholaren nicht.«

Sahif sah sie kurz an, dann nickte er. »Vermutlich hast du Recht. Doch weiter jetzt. Ich will diese verfluchte Ebene hinter mir lassen – und ich will diese verfluchte Betrügerin Jamade tot vor mir liegen sehen!«

»Nicht nur du«, murmelte Ela und rieb sich die schmerzende Schulter, »nicht nur du.«

Sahif erhob sich ächzend. »Dann weiter jetzt, wenn du wieder kannst. Der Weg ist noch weit, und wir müssen vorsichtig sein. Wir können uns nicht darauf verlassen, dass die Geister uns rechtzeitig vor den Gefahren warnen, die es hier gibt. Aber ich will dieses Weib erwischen, bevor es die Insel verlässt.«

Jamade hetzte über Lenns Pfad nach Norden. Sie wusste, dass er lange vor dem großen Krieg sorgsam angelegt worden war, doch inzwischen war er kaum mehr als ein Trampelpfad, von Dornbüschen und Stachelgras überwuchert. Er führte die Steilküste entlang, hoch über dem Meer, und von Zeit zu Zeit waren Aussichtsposten angelegt, von denen man weit hinaus auf die See blicken konnte. Sie verschwendete jedoch keinen Blick auf das Goldene Meer, sondern suchte nach den Anzeichen für die Gefahr, vor der Meister Iwar sie gewarnt hatte. Sie konnte nicht unüberwindlich sein, sonst hätte auch der Alte Lenn den Pfad nicht benutzen können, aber sie hatte keine Ahnung, wo sie lauerte. Sie wünschte sich, ihr Lehrer hätte mehr darüber gesagt. Es war keine Falle der Bruderschaft, denn auch Iwar, Meister der Schatten, schien diese Gefahr zu fürchten. Aber was war es dann?

Der Pfad schlängelte sich zwischen weißen Kreidefelsen weiter nordwärts. Gelegentlich hatte jemand einen dünnen Busch zwischen die Steine gesteckt, an anderer Stelle waren in Stein geschlagene Symbole mit roter Farbe nachgemalt worden, Zeichen dafür, dass der Alte Lenn hier gewesen war. Diese Orte hielt Jamade für sicher, was, so dachte sie, während sie weiter eilte, vielleicht ein Trugschluss war.

Der Pfad endete plötzlich an einem Abgrund. Nur ein handbreiter Sims führte unterhalb eines weit vorspringenden Felsens

weiter. Spuren roter Farbe verrieten Jamade, dass der Alte Lenn diesen Weg benutzt haben musste. Sie zögerte, denn das Gestein war rissig und der Sims an einigen Stellen unterbrochen. Der Alte war wirklich wahnsinnig, wenn er sich auf dieses schmale Felsband hinauswagte. War das der Pfad? Sie spähte hinab in die Tiefe. Das Meer brandete tief unter ihr gegen die Kreidefelsen. Sie konnte gut genug klettern, um diesen Weg zu nehmen, aber es schien ihr ein unnötiger und gefährlicher Umweg zu sein.

Sie reckte sich und kletterte den Felsen hinauf, der den Pfad hinaus über das Meer zwang. Vor ihr lag ein Plateau, spärlich mit grauem Gras bewachsen. Selbst hier, direkt an der Küste, ging kein Windhauch über die Insel der Toten. Sie entdeckte eine kleine Pyramide an der äußersten Spitze des Felsens, aufgeschichtet aus losem Geröll und mit einem Rutenbündel versehen. Stoffbänder hingen schlaff von den Steinen.

Wenn sie es richtig verstand, hinderten die Symbole und Rutenbündel wie die Linien eines Beschwörungskreises das Böse daran, die Ebene zu verlassen. Ihre Lehrer hatten ihr nie verraten, ob es wirklich so war, aber warum sonst hätten sie den Alten, der auch um die Festung der Schatten herumschlich, dulden sollen? Wenn Jamade jetzt daran zurückdachte, erschien es ihr, als seien die Meister immer etwas weniger angespannt gewesen, wenn sie sich außerhalb dieses unsichtbaren Bannkreises bewegten, den der verrückte Alte um die ganze Insel gezogen hatte.

Ihr Problem war, dass es hier kein »Außerhalb« gab, es sei denn, man rechnete den Abgrund jenseits des Felsens dazu. Jamade spähte über das Plateau. Sie suchte nach einem Anzeichen für die Gefahr, dem schwachen Flimmern, das manchmal erschien, wenn einer der unheimlichen Wächter sich näherte, die ruhelos über die Insel zogen, und sie lauschte auf das leise Knistern, das damit einherging. Aber es war nichts zu sehen und zu

hören – außer den Wellen, die tief unter ihr an die weißen Felsen brandeten. Die Sache gefiel ihr trotzdem nicht.

Sie riss sich zusammen und sprang auf das Plateau, auch weil sich das Zwielflicht, das rot und schwer über der Insel hing, zunehmend verfinsterte. Sie wollte dieses unsichere Stück des Weges hinter sich bringen, bevor es dunkel wurde. Auf der Hälfte des Weges ragte eine weitere Pyramide mitten aus dem Plateau hervor. Ein gutes Zeichen.

Instinktiv lenkte Jamade ihre Schritte in diese Richtung. Als sie näherkam, bemerkte sie, dass irgendetwas nicht stimmte. Es war keine Pyramide, es war der Oberkörper eines Menschen, der dort aus dem massiven Fels ragte. Jamade stockte der Atem. Sie schreckte entsetzt zurück und umrundete den Körper in sicherem Abstand. Sie wollte nicht hinsehen, aber sie konnte nicht anders. Täuschte sie die Abenddämmerung? Nein, es war der Junge aus Tenegen, der vor über zehn Jahren aufgebrochen war, um den verbotenen Weg nach Aban zu erkunden. Sein Unterleib steckte im Fels.

»Der Schlund«, flüsterte sie heiser. Sie kannte mehrere Orte, an denen dieser *Massartu*, dieser *Wächter*, Unheil gewirkt hatte. Er verschlang Bäume, Skelette, Kriegsmaschinen, wo immer er sich zeigte. Jamade erinnerte sich an ein Haus in einem der verlassenen Dörfer, dessen eine Hälfte bis zum Dach im Erdreich versunken war, während die andere Hälfte beinahe unberührt in der Ebene stand. Noch nie aber hatte sie gesehen, dass der Schlund einen Menschen verschlungen hatte. Doch so musste es gewesen sein: Der Wächter hatte den jungen Schatten halb in den Fels gezogen und dann zurückgelassen. Jamade konnte sich das Grauen kaum vorstellen, das der Junge empfunden haben musste, als sein Leib bis zur Hüfte mit dem Fels verschmolzen war. Ob er noch lange gelebt hatte?

Sie wandte sich ab. Ihr Blick fiel auf einen menschlichen Arm, der aus dem Stein ragte, und etwas weiter schien ein Kopf im Gestein zu stecken, dessen Züge die Dämmerung gnädig vor ihr verbarg. Keiner dieser Körper war verwest. Jamades Nackenhaare stellten sich auf. Wenn es mehrere Leichen an ein und demselben Ort gab, dann bedeutete das, dass der Schlund sich hier öfter aufgetan hatte – und noch aufatet. Sie drehte sich um und rannte. Ein Kribbeln kroch über ihre Haut. Ein leises Knistern wehte durch die Dämmerung. Der Wächter war nah, ganz nah. Jamade rannte, und sie blickte nicht zurück.

Das Land vor ihnen sah aus wie mit einem gewaltigen Pflug aufgeworfen, nur, dass es keine Reihen gab, lediglich wirre Linien.

»Der Totengräber. Das ist sein Zeichen.«

»Wer?«

»Einer der Wächter. Er war hier, und zwar oft«, erklärte Sahif.

Ela nickte, sie wirkte nervös. »Es wird dunkel, Sahif.«

»Ich weiß«, presste er hervor. Ela musste ihn immer noch stützen, denn er war schwach, und in seinem Leib, der sich mit aller Kraft gegen das tückische Gift des Marghul wehrte, wütete ein Fieber. Sie hatte es nicht ausgesprochen, aber es war offensichtlich, dass Ela Angst davor hatte, auf der Ebene die Nacht verbringen zu müssen. »Du musst dich nicht fürchten. Die Toten werden über uns wachen«, fügte er hinzu.

»Und wer schützt uns vor ihnen? Ich meine, es wird Nacht, das ist doch die Zeit der Geister«, flüsterte sie.

Das war eine Frage, die Sahif sich selbst stellte, denn jetzt, da sich der immerrote Himmel verdüsterte, schienen ihm die bleichen Schemen deutlicher hervorzutreten. Oder täuschte ihn

das Fieber? Bildete er sich diese Geister vielleicht nur ein? Nein, sie waren da, und sie wollten etwas von ihm, verlangten, dass er sie von dieser Ebene führte, und er hatte immer noch keine Ahnung, wie er das anstellen sollte.

»Der Alte Lenn«, murmelte er.

»Was?«

»Der verrückte Alte, den wir auf der Mauer getroffen haben. Vielleicht weiß er, wie wir den Bann aufheben können, der die Toten auf der Insel festhält.«

»Meinst du?«

»Er ist schon ewig hier. Er steckt diese Rutenbündel in die Mauer. Er muss etwas wissen.«

»Du kennst ihn von früher?«

»Und schon damals war er verrückt«, bestätigte Sahif.

»Wie ... ich meine, wie war es, als du hier auf der Insel warst?«

»Nicht viel anders als heute«, wich er aus. Er wollte nicht über die Zeit in der Festung sprechen. Die harte Ausbildung, die endlosen Übungen, die Strafen und Prüfungen, der ewige Wettstreit mit den anderen Schülern – das alles wollte er hinter sich lassen. »Es hat sich nicht viel geändert«, behauptete er. »Nur, dass damals weder Scholaren noch Westgarther die Ruhe der Ebene störten. Da waren es nur die Massarti, die Wächter, die Schatten und die Toten, die ich früher nicht bemerkt habe. Und die ich nun befreien will.«

»Wäre das denn wirklich klug?«, fragte Ela flüsternd.

Ein gehauchtes Stöhnen drang an Sahifs Ohr. »Sie können dich hören, Ela Grams, auch wenn du flüsterst.«

Ela schluckte und schwieg.

»Sie wollen nur ihren Frieden, und ich werde dafür sorgen, dass sie ihn bekommen, gleich, was es kostet.«

Ihr müsst weiter, hauchte es aus der Dunkelheit.

Sahif reckte den Kopf. Ein unangenehmes Kribbeln lief über seine Haut. Auch Ela schien etwas zu spüren, denn sie sah sich misstrauisch um.

Der Totengräber kommt.

»Los, hier können wir nicht bleiben«, sagte Sahif und erhob sich, so schnell es sein geschwächter Körper zuließ. »Einer der Wächter ist in der Nähe.«

Ela stellte keine Fragen. Sie half ihm die Kuppe hinab, und sie hasteten weiter, immer in Richtung der hohen Mauer, die in der Ferne auf sie wartete.

Jamade lief erst wieder langsamer, als sie das unheilvolle Plateau lange hinter sich gelassen hatte. Die Nacht war hereingebrochen, und der Himmel hatte sich zu einem fast schwarzen Rot verfärbt. Kein Mond und kein einziger Stern spendete von dort oben Trost, und Jamade fluchte über die Dunkelheit, die ihr das Vorankommen erschwerte. Der Weg führte weiter an der Steilküste entlang und forderte ihre volle Aufmerksamkeit, was sie daran hinderte nachzudenken.

Sie blieb stehen. Sie durfte nicht planlos voranstürmen, gerade weil Sahif hinter ihr her war. Meister Iwar hatte es gesagt, er war älter und erfahrener als sie, im Kampf überlegen. Sie hatte gesehen, wie schnell er war – und das, obwohl er sein Gedächtnis verloren hatte. Wie würde es jetzt sein, wenn er nicht mehr nur mit seinen Instinkten kämpfte? Nein, Meister Iwar hatte Recht, sie musste ihm aus dem Weg gehen. Es entsprach ohnehin der Lehre der Bruderschaft, Kämpfe mit ungewissem Ausgang zu vermeiden.

Sie lächelte – Meister Iwar wollte einen Wettkampf? Er würde

ihn bekommen. Sie war vielleicht nicht so stark und schnell wie Sahif, aber sie hatte ihre eigenen Methoden und Möglichkeiten. Sahif würde versuchen, sie aufzuhalten, aber dazu musste er sie erst einmal erwischen. Sie würde ihm so viele Steine in den Weg legen, wie sie nur konnte.

Sie kletterte über den nächsten Grat und sah endlich den halb eingefallenen Turm, in dem sie übernachtet hatten, bevor sie in die Ebene hinabgestiegen waren. Ein Licht brannte im oberen Stockwerk, vermutlich war also jemand dort oben. Die entscheidende Frage war: Wie würden die Westgarther zu Sahif stehen, nach dem Kampf auf der Brücke, bei dem er vier oder fünf ihrer Krieger getötet hatte? Ihr Führer Garwor würde diesem lächerlichen König Hakor sicher erzählen, dass es Prinz Askon gewesen war, der den Kampf begonnen hatte – gegen das ausdrückliche Verbot seines Vaters. Aber auch Sahif hatte die Westgarther getäuscht, hatte sie belogen über den Grund für seinen Streifzug in die Ebene der Toten. Würden sie ihm dennoch helfen, wenn er sie nach einem Schiff fragte?

Jamade legte ihre Gewänder ab, denn dem, der sie nun werden würde, hätten Ainas Gewänder kaum gepasst. Sie atmete tief durch, rief die Ahnen an und wechselte die Gestalt. Dann lief sie zum Turm. Ein Mann saß vor dem Eingang an einem kleinen Feuer und nagte Fleisch von einem Knochen. Es war derselbe, der dort schon vor zwei Nächten gewacht hatte. Jamade gab sich keine Mühe, leise zu sein.

Der Mann blickte auf. Fett tropfte ihm vom Kinn. Seine Augen weiteten sich vor Überraschung. »Hol mich doch ... Ihr seid es, Oramarer?«

»Ich grüße Euch, Dorgal«, antwortete Jamade in Sahifs Gestalt.

»Verdammt will ich sein – wie seid Ihr unbemerkt die Felsen

heraufgekommen? Und wo sind die beiden Frauen, die so leichtsinnig waren, mit Euch in die Ebene zu gehen?»

»Das ist eine lange Geschichte«, antwortete Jamade, »und ich nehme an, sie unterscheidet sich von dem, was Euch Prinz Askon erzählt hat.«

»Und ist sie auch anders als die, die Garwor erzählte?«, fragte der Westgarther, und Feindseligkeit lag in seiner Stimme. Er schielte zur Tür, und Jamade sah, dass sein Schwert dort an der Mauer lehnte.

»Das glaube ich nicht«, meinte Jamade. »Aber sagt, habt Ihr etwas von dem Kaninchen übrig, nach dem es so köstlich riecht? Ich werde Euch gerne berichten, was geschah, doch wird mir das leichter fallen, wenn mein Magen nicht leer ist.« Sie hatte tatsächlich Hunger, aber vor allem fragte sie sich, ob wirklich ein zweiter Mann im Turm war, denn das war für ihren Plan entscheidend.

»Mit wem redest du da, Dorgal?«, rief genau in diesem Augenblick eine Stimme von oben.

»Mit diesem falschen Oramarer, der unsere Leute getötet hat«, antwortete Dorgal.

»Warte, ich komme«, rief der andere zurück, und dann hörte ihn Jamade eilig die Leiter im Inneren des Turmes herabsteigen.

»Ihr habt Mut, Euch hier noch einmal blicken zu lassen, Oramarer«, sagte er, als er aus der Tür trat.

Er war groß, breitschultrig und trug eine beeindruckende Axt am Gürtel. Er war der richtige Gegner.

»Es ist nicht meine Schuld, dass dieser Askon ein verräterischer Hund ist«, entgegnete sie ruhig und nahm am Feuer Platz.

»Seid vorsichtig mit Euren Worten, Sahif«, mahnte Dorgal. Er ließ endlich den abgenagten Knochen fallen und erhob sich.

Jamade nahm sich von dem Kaninchen. »Ich hatte gehofft, dass die Westgarther meinen Begriff von Ehre teilen, oder heißt Ihr Askons Verrat etwa gut?«, fragte sie und biss ein Stück aus dem Schenkel. Das Fleisch war halb verbrannt und kaum gewürzt, aber sie wollte diese Männer in Sicherheit wiegen.

Der Breitschultrige trat einen Schritt vor und baute sich drohend vor ihr auf. »Ihr habt ein ziemlich großes Mundwerk, Oramarer.«

Jamade ließ Sahifs Gesicht breit grinsen. »Was wollt Ihr dagegen tun? Ich habe gegen sechs von Euch gekämpft und sie so leicht besiegt, als seien es alte Weiber.«

»Du Hund!«, schrie der Breitschultrige und riss seine Axt aus dem Gürtel. Er griff an, aber er war viel zu langsam. Jamade rollte sich zur Seite und schleuderte dem Krieger dabei mit der Fußspitze ein brennendes Holzsplitter entgegen. Er wich instinktiv zurück. Sie kam auf die Füße und hatte ihren Dolch längst in der Hand. Er holte aus, schlug zu und verfehlte sie meilenweit, denn sie war leicht zur Seite getänzelt und stieß ihm nun den Dolch in den rechten Arm. Der Westgarther heulte auf und ließ die Axt fallen.

Jamade hörte Dorgal, der versuchte, sie von hinten anzugreifen. Sie ließ ihn bis zum letzten Augenblick in dem Glauben, sie überraschen zu können, wich dann aus und stieß ihm ihre Klinge zwischen die Rippen. Warmes Blut quoll ihr über die Hand. Mit einem Ächzen brach er zusammen. Sein Kamerad stand auf der anderen Seite des Feuers, hielt sich den verwundeten Arm und starrte auf seine Axt, die im Boden steckte. Jamade konnte seine Gedanken lesen: Er fragte sich, ob er eine Chance hätte, mit dem linken Arm gegen sie zu bestehen. Er war tapfer genug, es zu versuchen, sprang vor und griff nach dem Stiel der Axt. Jamade war schneller und schnitt mit der Klinge

über seinen linken Unterarm. Er heulte auf und taumelte zurück, blickte sie noch einen Augenblick entsetzt an, drehte sich dann um und rannte davon. Sie tat, als verfolge sie ihn, dabei hinkte sie, als sei sie verwundet. Noch zweimal sah sie, wie er sich umdrehte, dann war der Vorsprung so groß geworden, dass die Dunkelheit ihn verschluckte. Jamade blieb stehen. Sie hörte ihn durch die Nacht davonstolpern.

»Hoffentlich ist er nicht so ungeschickt, von der Mauer zu fallen«, murmelte sie und kehrte zum Turm zurück. Sie wechselte die Gestalt und schlenderte zum Feuer. Dorgal war noch nicht tot. Sie vermied es, wenn möglich, unter dem Zauber der Gestaltmagie zu töten, auch wenn diese Form der Magie ihr auch nach einem Mord weiter gehorchte. Meister Iwar meinte, diese Magie sei von ganz anderer Art als die, die von Schatten und Zauberern beschworen wurde. Aber es lief dann ein sehr unangenehmes Gefühl durch den geliehenen Körper, eine Spannung, die sie glauben ließ, ihre Haut würde reißen. Sterben musste der Westgarther allerdings doch.

Dorgal sah sie mit schreckgeweiteten Augen an; er begriff wohl nicht, woher plötzlich dieses nackte Mädchen mit dem blutigen Messer in der Hand kam. Sie lächelte, beugte sich über ihn, strich ihm sanft eine Haarsträhne aus der Stirn und tötete ihn. Lange konnte sie sich hier nicht aufhalten. Sie nahm sich etwas von dem Kaninchen, sammelte Ainas Kleider auf, dann lief sie schnell zu der Stelle, an der sie in die Ebene hinabgestiegen waren. Sie fand das Kletterseil und nahm es an sich, denn sie konnte es sicher noch gebrauchen. Für einen Augenblick starrte sie hinaus in die Ebene, aber es war zu dunkel, um zu sehen, ob Sahif schon in der Nähe war. Sie schloss die Augen, rief die Ahnen und wechselte wieder die Gestalt. Leider waren diese Westgarther keine Gegner für einen Schatten, aber

sie würden Sahif beschäftigen, ihn aufhalten – und vor allem würden sie ihm nach diesem kleinen Kampf keines ihrer kostbaren Schiffe zur Verfügung stellen. Nun musste sie nur noch sehen, wie sie selbst an eines kam. Als sie über die Mauer zur Stadt eilte, war ihr, als würde sie in der Ebene jemanden rufen hören. Sie blieb stehen. Ja, ohne Zweifel: Sahif war näher, als es ihr lieb war.

* * *

»Ich bin ein Narr«, fluchte Sahif.

Sie standen vor der Wand, die sie erst vor einem Tag heruntergeklettert waren, doch das Seil war verschwunden, und niemand reagierte auf ihre Rufe.

Ela rief noch einmal. »Sie müssten uns doch hören, wenn sie im Turm sind. Ich meine, was ist der Sinn dieser Wache, wenn sie nicht merken, dass jemand aus der Ebene zurückkehrt?«

»Ich hätte es bedenken müssen«, meinte Sahif düster. »Entweder sind wir nicht willkommen, oder Jamade war vor uns hier.«

»Du meinst ...?«

Er zuckte mit den Schultern. »Wenn ich es mir recht überlege, wäre es das, was ich an ihrer Stelle machen würde.« Er schüttelte den Kopf. »Wäre ich bei Kräften, wäre diese Wand kein Hindernis, aber so ...«

»Ich könnte versuchen, dort hinaufzugelangen«, schlug die Köhler Tochter vor.

»In der Dunkelheit? Willst du dir das Genick brechen? Nein, wir werden einen anderen Weg finden.«

Er drehte sich um und zuckte zusammen. Die Zahl der Toten, die ihm folgten, war gewaltig gewachsen. Es schienen Tausende zu sein, und er konnte sie nun viel besser sehen als zuvor:

Ihre leeren Augenhöhlen, die maskenhaften Züge der bleichen Gesichter, die Schemen alter Rüstungen, selbst ihre nutzlosen Waffen führten diese Geister mit.

»Kennt Ihr einen anderen Weg hinauf?«, fragte er.

Sahif bekam keine Antwort, aber im Heer der bleichen Schemen öffnete sich eine Gasse, die ihm die Richtung wies.

»Wir müssen dort entlang«, sagte er.

Ela zögerte. Er packte sie am Handgelenk und zog sie hinter sich her durch das dichte Spalier der Toten, die ihm schweigend zusahen. Die Gasse schloss sich hinter ihnen, und Sahif spürte eine Eiseskälte, die von diesen Geistern auszugehen schien.

»Nicht stehen bleiben«, mahnte er die zögernde Ela. Das Fieber schwächte ihn. Er musste sich wieder auf das Mädchen stützen. Er konnte ihrer beider Atem als kleine verlorene Wolken unter dem roten Nachthimmel sehen. Was würde geschehen, wenn sich die Geister auf ihn und Ela stürzten – würde der Frost sie töten? Warum schlug ihnen plötzlich diese Feindseligkeit entgegen? Er blieb jetzt selbst stehen. »Ich verspreche Euch, ich werde einen Weg finden, den Bann zu brechen«, rief er mit rauer Stimme.

Schwöre es, hauchte es kalt.

»Ich schwöre es. Ich werde diese Insel nicht verlassen, wenn Ihr sie nicht verlassen könnt.«

»Sahif!«, rief Ela entsetzt.

»Sie haben uns gewarnt, vorhin, als der Massartu kam. Wir sind ihnen das schuldig«, zischte er sie an.

Die Toten wichen ein Stück zurück, und die Gasse, die auf einen Spalt in den Felsen zulief, wurde breiter. Sahif zog Ela hinter sich her. »Hier wird es gehen«, sagte er. Der Fels hatte einen Bruch und mehrere kantige Absätze. Er half Ela auf den ersten Absatz, und mit Hilfe des Seiles von Meister Iwar schaffte er

es, ihr nachzukletterern. Die Toten sahen ihnen zu, aber sie folgten ihnen nicht weiter.

Oben fiel Sahif ermattet ins raue Gras.

»Wir haben es geschafft«, murmelte Ela.

»Gar nichts haben wir«, berichtigte er keuchend. »Wir müssen diese falsche Schlange aufhalten, und wir müssen diesen Unglücklichen helfen.«

»Aber zuerst brauchst du diese Kräuter gegen das Gift.«

»Ja, auch die. Ich weiß nicht, wie ich das alles schaffen soll.«

»Wir, Sahif. Wir werden es schaffen, und zwar so, wie ich es von meinem Vater gelernt habe – einen Schritt nach dem anderen. Und deshalb müssen wir zuallererst zu den Scholaren, wegen des Gegenmittels, denn es wird den Toten nicht helfen, wenn du dich für immer zu ihnen gesellst.«

Eine Erschütterung lief durch die Mauern, irgendwo im Hof brüllte jemand Befehle, und dann trampelten schwere Stiefel durch die langen Gänge von Burg Atgath. Shahila lauschte auf den fernen Geschützdonner, der mit einer leichten Verzögerung jedem Einschlag einer Kugel folgte. Sie blickte auf die hohen Fenster des Saals, von denen Regentropfen perlten. Einige der bleigefassten Scheiben hatten schon Risse, und es war wohl nur eine Frage der Zeit, bis sie aus der Fassung springen würden. Shahila sah sich selbst im Schein der Lampen im Glas gespiegelt, verzerrt und bleich. Sie wandte sich ab.

»Sie werden nicht langsamer, und sie werden nicht schneller«, stellte Almisan fest, und auf ihren fragenden Blick hin erklärte er: »Die Geschütze. Das war das große, es schießt einmal in der Stunde und immer vor den anderen.«

Wie zur Bestätigung drang hellerer Donner durch die ge-

sprungene Scheibe. »Aus irgendeinem Grund richten sich all ihre Bombarden nach diesem. Allerdings verstehe ich den Sinn nicht. Die anderen Geschütze müssten sich viel schneller nachladen lassen.«

Shahila gähnte. Sie hatte schlecht geschlafen, weil die Geschütze auch die ganze vergangene Nacht hindurch gefeuert hatten, und so, wie es aussah, würden sie auch in dieser Nacht nicht aufhören. »Das ist doch offensichtlich«, rief sie. »Sie wollen uns zermürben. Jeder in der Stadt weiß, dass nach dem ersten noch genau sechs weitere Schüsse folgen. Ist dir nicht aufgefallen, dass sie alle mit ihrer Arbeit innehalten, ängstlich darauf warten, wo die nächsten Kugeln einschlagen, und erst weiterarbeiten, wenn das siebte und letzte Geschütz gefeuert hat? Diese Schafe!«

Almisan streckte sich. »Trotzdem verschenden sie Zeit damit, und das soll mir recht sein. Wenn sie keinen Glückstreffer landen, können sie noch Tage so weitermachen, ohne eine Bresche in unsere Mauern zu schlagen. Und wer weiß, vielleicht sind die Truppen Eures Vaters schneller hier, als wir alle es erwarten.«

»Von Oramar aus? Ich befürchte, er wird erst erscheinen, wenn die Stadt in Trümmern liegt. Er hat den Krieg, den er wollte, und ich kann mir nicht vorstellen, dass er sich noch viel um dieses armselige Nest oder eine seiner entbehrlichen Töchter kümmert«, entgegnete sie bitter.

»Shahila«, rief eine heisere Stimme von der Tür. Es war ihr Gemahl Beleran, der sich im Nachthemd und kreidebleich am Türstock festkrallte, abgemagert, mit wirrem Haar, mehr Gespenst als Mann.

Shahila wusste natürlich um seinen Zustand, aber dennoch war sie bestürzt, ihn so schwach und bleich zu sehen.

»Sie schießen auf meine Stadt«, keuchte er.

Shahila sprang auf und eilte zur Tür, aber Almisan war schneller. Er fing ihren Mann auf, bevor er zu Boden sank.

»Aber Liebster, du musst dich schonen«, sagte Shahila sanft und strich ihm die strähnigen Haare aus dem bleichen Gesicht.

»Aber sie schießen. Ich muss mit ihnen reden, verhandeln. Warum schießen sie auf meine Stadt?«

»Ein Missverständnis, Liebster, nur ein Missverständnis.« Sie befühlte seine Stirn. »Du hast Fieber. Wir bringen dich wieder ins Bett.« Sie lief in den Flur und winkte einen Bediensteten heran. »Schnell, hole dir noch einen oder zwei Männer und bringe den Herzog zurück in seine Kammer!«

Der Diener lief los. Seit die Stadt belagert wurde, gehorchten ihr die Menschen in der Burg.

Shahila sprach ihrem Mann Mut und Trost zu, bis die Diener kamen und ihn behutsam fortführten.

»Wird er das noch lange durchstehen, Hoheit?«, fragte Almisan.

Shahila hatte sich wieder gefangen. »Ich bin vorsichtig in der Dosierung, Almisan. Keine Sorge, ich lasse ihn nicht sterben, solange ich ihn noch brauche.« Sie gab sich hart, aber sie spürte doch Mitleid mit ihrem Gatten, der nun einmal das Unglück hatte, in ein großes, gefährliches Mühlwerk geraten zu sein. Sie hatte zwei gute Jahre mit ihm gehabt. Er hatte sie respektiert, geachtet und hatte in seiner Einfalt nicht bemerkt, welche gefährlichen Pläne sie ausheckte. Er hätte es auch kaum verstanden. Und nun litt er an dem Gift, das sie ihm verabreichte, damit er ihr nicht in die Quere kam. Noch brauchte sie ihn. Ein Heer des Seebundes lag vor den Mauern ihrer Stadt, und vielleicht würde Beleran nur noch als Sündenbock taugen, und nicht als Erbe großer Geheimnisse, wie sie es vorgesehen hatte. Sein Bruder Gajan war angeblich noch am Leben, hatte Hamoch, der Zau-

berer, behauptet. Und der Schlüssel zu den Geheimnissen unter der Stadt war fort, gestohlen von ihrem Halbbruder Sahif, der sie verraten hatte. Wie nahe sie daran gewesen war, die Kammer zu öffnen! Sie war es immer noch, aber es war, als hätte jemand eine dicke Wand aus Glas zwischen sie und ihr Ziel gezogen. Sie konnte es sehen, aber nicht erreichen. Und so blieb ihr nichts anderes übrig, als zu hoffen, dass Jamade Sahif inzwischen den Schlüssel abgejagt hatte. Es machte sie krank, dass sie nicht wusste, ob ihr Halbbruder noch lebte oder nicht, und es machte sie krank, dass ihr nicht klar war, wo Prinz Gajan steckte, und diese Belagerung machte sie ebenfalls krank. Sie konnte nicht viel tun, nur warten, musste sich gedulden und musste die Stunden zählen, gemessen in den Donnerschlägen der Bombarden, die ihre Stadt beschossen.

Als Jamade die Treppen von der Mauer zur Stadt erreichte, spürte sie eine ungewisse Anspannung, die über den weißen Ruinen zu liegen schien. Etwas war im Gange, und es war bestimmt nichts Gutes. Die Frage war, ob es auch sie betraf. Sie eilte die Treppen hinab und weiter Richtung Hafen. Immer noch wusste sie nicht, wie sie die Westgarther dazu bewegen sollte, ihr ein Schiff oder wenigstens ein Fischerboot zur Verfügung zu stellen. Geld hatte sie keins; sie konnte natürlich gewisse Dienste anbieten, aber diese Dienste erforderten Zeit, die sie nicht hatte. Sahif war nicht weit hinter ihr.

Sie war so sehr in Gedanken, dass sie die Westgarther fast übersehen hätte. Sie saßen in einer Ruine, und hätte nicht einer dem anderen etwas zugeraunt, wäre sie wohl in diese Gruppe hineingestolpert. Sie verfluchte ihren Leichtsinn, drückte sich an die Wand und rief die Schatten. Was hatten diese Männer hier

zu suchen, weit von dem eigenen Lager entfernt? Wieder raunte einer der Männer etwas, dann erhoben sich die Krieger und huschten einer nach dem anderen lautlos über die Straße. Es waren sieben, zu wenige für einen Angriff, zu viele, um heimlich etwas auszukundschaften. Jamade folgte ihnen kurz entschlossen. Die Männer durchquerten vorsichtig einen ehemaligen Innenhof und verschwanden hinter eingestürzten Mauern. Jamade war dicht hinter ihnen, so dicht, dass sie den letzten fast berühren konnte. Sie wollte hören, was die Männer sprachen, aber sie schwiegen jetzt. Auf jeden Fall, das wurde ihr bald klar, ging es nach Westen, dorthin, wo die Scholaren in ihrer Bibliothek saßen. Dann hielten die Männer wieder an. Jamade zog sich ein Stück zurück. Das Verhalten der Krieger war ihr ein Rätsel. Sie bemerkte, dass sie zwei schwere Schlachthämmer mitführten, für einen heimlichen Überfall denkbar ungeeignet.

Sie wartete eine Weile, aber als sich nichts tat, beschloss sie, sich einen besseren Überblick zu verschaffen. Sie glitt lautlos aus der Ruine heraus und kletterte in der daneben eine Mauer hinauf. Es war nicht leicht, denn sie musste leise sein, und das Licht dieser rötlich eingefärbten Nacht war trügerisch. Sie arbeitete sich langsam nach oben, einmal löste sich ein großes Stück Putz unter ihren Füßen und zersprang drei Stockwerke tiefer mit hellem Klang auf den alten Fliesen. Sie wartete, aber die Westgarther drüben rührten sich nicht. Sie mussten es gehört haben, aber sie schienen dem keine Beachtung zu schenken. Wie dumm sie doch waren. Jamade kletterte weiter. Vom Dach waren nicht mehr als ein paar verkohlte Sparren übrig. Sie zog sich hinauf und sah sich um.

Gar nicht weit entfernt lag die Bibliothek. Jamade konnte die zum großen Teil eingestürzte Kuppel gut erkennen. Es drang Licht aus ihrem Inneren nach draußen, so dass der bizarr ge-

zackte Rand der Öffnung gelb vor dem dunklen Hintergrund leuchtete. Sie erinnerte sich, wie die Scholaren versucht hatten, die Gebäude um die Bibliothek zu einer Art Festung auszubauen, und anscheinend waren die Mauern bewacht. Sie sah Wächter weit oben, gute Ziele im schwachen Licht der kleinen Kohlekessel, an denen sie sich wärmten. Sie schüttelte den Kopf über diesen Leichtsinn. Für einen Schatten wäre es kein Problem gewesen, diese Mauern zu überwinden und diese Leute einen nach dem anderen auszuschalten.

Sie hörte ein Geräusch und sah dann wieder einige Westgarther im Dunkeln über die gepflasterten Straßen huschen: weitere Krieger, die sich nur einen Steinwurf von der »Festung« entfernt in den Ruinen verborgen. Einer ließ einen leisen Pfiff hören, und die Gruppe, die Jamade beobachtet hatte, antwortete ebenso leise. Sie balancierte über die schmale Mauer zu den Kriegern hinüber, vorsichtig, um nicht etwa gelockerte Steine loszutreten. Dann kauerte sie sich zusammen und spähte hinab. Es schienen sechs oder sieben Mann zu sein, und sie hielten Ruhe, was für sie sprach. Jamade kletterte vorsichtig zwei Stockwerke tiefer. Diese Krieger führten einen kurzen, aber dicken Baumstamm mit sich. Eine Ramme? Das Tor war auf der Nordseite, nicht hier im Osten. Immer noch ergab das Verhalten der Männer für sie keinen Sinn. Sie waren viel zu wenige für einen offenen Angriff. Oder lauerten hier noch mehr Westgarther in den Ruinen?

Jamade glitt hinab zur Straße und machte sich auf den Weg zum Tor der Festung. Als sie in den Schatten verborgen durch die Ruinen hastete, bemerkte sie einen weiteren Trupp, der sich in einem halb zerstörten Haus verbarg. Es waren Bogenschützen unter ihnen, und sie hatten Leitern und Seile dabei und machten sich gerade daran, leise in die oberen Stockwerke aufzusteigen.

Sie folgte ihnen, da sie ebenfalls wieder nach oben wollte. Leise huschte sie über die Leiter, die die Männer freundlicherweise für sie aufgestellt hatten. Das Holz knarrte. Einer der Westgarther drehte sich um. Die Schneide der Axt in seiner Faust schimmerte rötlich. Jamade verharrte. Hatte der Mann sie etwa gesehen? Er starrte genau in ihre Richtung, aber dann wandte er sich mit einem Schulterzucken wieder ab.

Sie schlich zur Seite und kletterte über halb eingestürzte Böden und geborstene Mauern weiter nach oben, bis sie wieder einen Platz über dem Geschehen gefunden hatte. Dort, nur einen Steinwurf entfernt, lag die Festung unter dem dunklen Nachthimmel. Die glimmenden Kohlefeuer sandten schwaches rotes Licht aus, das auf seltsame Weise eins mit dem dunkelroten Zwielicht zu werden schien, welches schwer über der ganzen Insel lastete. Jamade starrte hinab in das Gebäude. Diese Bogenschützen schienen auf irgendetwas zu warten. Sie fand ihre Stellung schlecht gewählt: Sie saßen zu tief, und die Ruinen engten ihr Schussfeld zu sehr ein. Aber das war schließlich nicht Jamades Problem. Sie glitt ganz hinauf auf die Reste des Daches, nahm Anlauf und sprang über die schmale Gasse auf das benachbarte Haus. Schutt rieselte in die Tiefe. Sie wartete einen Augenblick, und als sich nichts rührte, glitt sie weiter über die Mauer, bis sie endlich das Tor der Befestigungsanlage einsehen konnte. Sie hörte es knirschen und fühlte, dass die Ziegel unter ihr morsch waren. Ein Blick in den Abgrund von beinahe vier Stockwerken erinnerte sie daran, dass sie vorsichtig sein musste.

Die Scholaren waren fleißig gewesen: Das Tor sah zwar immer noch nicht sehr solide aus, aber es war mit einem hölzernen, überkragenden Wehrgang geschützt, den sie in kaum einem Tag gezimmert haben mussten. Zwei Wächter gingen dort gut sichtbar auf und ab, und Jamade lächelte, denn es kauerten noch

ein halbes Dutzend weitere Männer dort, unsichtbar für jeden, der so dumm war, keine Späher hier herauf zu schicken. Unweit des Tores entdeckte sie eine zweite, scheinbar nicht verteidigte Brüstung, hinter der sich weitere Männer verbargen. Es waren keine Krieger, aber Jamade hatte nicht vergessen, dass Kapitän Buda die Scholaren mit Waffen versorgt hatte. Sie überlegte einen Augenblick, ob sie die Seekrieger warnen sollte. Wären sie dankbar genug, ihr ein Schiff zur Verfügung zu stellen? Das war ungewiss, und sie entschloss sich zu bleiben, wo sie war. Das war nicht ihr Kampf, und sie hielt es für unsinnig, sich für eine Seite zu entscheiden, solange der Sieger nicht feststand.

Sie reckte den Hals. Dem Verhalten der Scholaren nach zu urteilen, rechneten diese mit einem Angriff, doch wo steckte der Feind? Erwarteten sie den Angriff möglicherweise von der falschen Seite? Jamade leckte sich über die Lippen und wartete gespannt. Plötzlich ertönte vielstimmiges raues Gebrüll, dann ein dumpfes Stampfen im Takt. Die Westgarther marschierten aus der Finsternis heran. Sie kamen vom Hafen herauf, in einem dichten Pulk, ohne Fackeln. Die ersten drei Reihen schützten sich mit großen, runden Schilden. War das der Hauptangriff? Oder diente er nur zur Ablenkung, und der eigentliche Angriff kam von der Ostseite? Im dunklen Block der Krieger rief ein Mann Anweisungen, dessen Stimme Jamade sofort erkannte: Es war Prinz Askon! Wusste sein Vater nichts von den Ereignissen auf der Ebene? Ihr Führer Garwor musste es doch berichtet haben. Wieso durfte er dennoch diese Krieger kommandieren?

Askon war ein Mann von sehr zweifelhafter Ehre, und er hatte ihnen an der Brücke aufgelauert, um sich skrupellos mit Gewalt zu nehmen, was Ela ihm verweigert hatte. Und auch die schöne Aina hätte nichts Gutes von ihm zu erwarten gehabt. Und dann dachte sie plötzlich, dass Askon vielleicht genau der

Mann war, den sie brauchte. Sie reckte sich und versuchte, ihn in der Dunkelheit zu entdecken. Es wäre fatal, wenn er sich hier umbringen ließ. Sie war drauf und dran, die Westgarther doch noch zu warnen, aber gerade jetzt brüllten die Krieger ihren Schlachtruf und stampften weiter. Es waren vielleicht vierzig Mann, und in den hinteren Reihen führten sie Leitern mit. Jamade schüttelte den Kopf. Warum schickten sie dem Angriff keinen Hagel von Pfeilen voran? Warum waren keine Schützen oder wenigstens Späher auf den Mauern? Es war sicher nicht leicht, hier heraufzukommen, aber doch auch nicht unmöglich. Sollte das da etwa ein Überraschungsangriff werden? Dazu rückten die Krieger viel zu langsam vor. Dieser Marsch im Schildwall war keine schlechte Taktik, wenn man sich vor Bogen- oder Armbrustbeschuss schützen musste, aber Jamade hatte gesehen, was Kapitän Buda den Scholaren mitgebracht hatte. Ihre altmodischen Holzschilde würden den Westgarthern nicht viel nützen.

Eine helle Stimme am Tor erteilte einen Befehl. Einige Köpfe tauchten auf, und im schwachen Schein der Kohlefeuer blinkte Metall. »Wartet noch!«, rief die Stimme von Ghula Mischitu.

Die Westgarther stampften heran, brüllten furchterregend, schlugen mit Schwertern und Äxten auf ihre Schilde und hielten sich dicht aneinandergedrängt. Jetzt hoben sie die Schilde an, um Kopf und Leib zu schützen. Endlich kamen von irgendwo weiter hinten ein paar Pfeile auf die Mauern zugeflogen. Aber die Schützen, die Jamade im Nachbarhaus gesehen hatte, schienen noch warten zu wollen – oder lag das Tor außerhalb ihres engen Schussfeldes? Die Scholaren zogen die Köpfe ein, und es sah nicht aus, als sei einer von ihnen getroffen.

»Jetzt!«, kommandierte die Ghula.

Auf dem Wehrgang glommen Funken auf, und dann zündete-

ten die schweren Büchsen mit lautem Knall. Jamade duckte sich unwillkürlich, obwohl sie weit aus der Schusslinie war.

Die Westgarther hatten dieses Glück nicht. Dicht gedrängt boten sie ein Ziel, das man nicht verfehlen konnte. Die Kugeln durchschlugen ihre Schilde, rissen blutige Bahnen durch menschliches Fleisch und streckten drei oder vier Männer nieder. Der Schildwall wankte wie von einer Keule getroffen, seine Reihen gerieten in Unordnung, Schilde sanken, und dann sirrten Armbrustbolzen und Pfeile in das Knäuel dunkler Leiber, die sich beinahe schutzlos auf der Straße drängten. Helle, durchdringende Jubelschreie ertönten aus den Reihen der Scholaren. Offenbar waren auch Frauen unter den Schützen.

Der Vormarsch der Westgarther stockte. Hinten brüllte Prinz Askon, dass sie weiter angreifen sollten, doch sie gehorchten nicht. Die Vorderen wichen zurück, die hinteren Reihen ließen die Leitern fallen und wandten sich zur Flucht. Die Männer suchten Schutz in den Hausruinen der Straße, doch die Scholaren hatten Fenster und Türen der Gebäude schlicht vernagelt, so dass es zu den Seiten keine Fluchtmöglichkeiten gab.

»Sie verstehen es wirklich, eine Falle zu stellen«, murmelte Jamade mit einer gewissen Anerkennung. Die Büchsen waren wohl noch nicht wieder geladen, doch Armbrüste und Bogen schickten weiter Geschoss auf Geschoss in die Reihen, die sich jetzt schnell auflösten. Es waren Brandpfeile darunter, die die Szenerie in flackerndes Licht tauchten. Die Westgarther ranneten, wenn sie noch rennen konnten.

Fasziniert sah Jamade zu, wie einer, von zwei Brandpfeilen getroffen, weiter lief, obwohl sein Wams in Flammen stand. Mehrere Krieger lagen schon regungslos auf dem Pflaster, andere, von Pfeilen gespickt, versuchten, in Deckung zu kriechen, und wieder andere humpelten, so schnell sie es vermochten, in die



Torsten Fink

Der Prinz der Skorpione

Roman

Der Schattenprinz 3

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 480 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-26858-0

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2013

Das Finale der großen Assassinen-Trilogie

Sahif hat seine Erinnerungen zurück, und seine schlimmsten Befürchtungen haben sich bestätigt. Er war tatsächlich ein Assassine, einer der besten Killer seines Vaters, des Großen Skorpions. Doch nun, da er es weiß, ist er fest entschlossen, sein Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Dafür muss er allerdings nicht nur seinem Vater entgegentreten. Vor allem muss er seine Schwester aufhalten, die ihn skrupellos für ihre Intrigen benutzt hat – und die bereit ist, für ihr Streben nach Macht die Welt in den Abgrund zu stürzen!

 [Der Titel im Katalog](#)